



Deutsche Tracht mit Chüjermutz: Johannes Wyss und Friederike Baggash Wyss.

ZVG



Deutsche Wanderlust in Schweizer Landschaften: Henry und Irene Beland.

HANS PETERSON/ZVG

Vom Jodlerklub eingebürgert

Der Liebe gefolgt und eine **neue Heimat** gefunden

2003 aus Bonn in die Schweiz gezogen, fielen Friederike Baggash die freundliche Aufnahme im Privaten und willkürlich wirkende Hürden im Beruf auf.

DANIEL GOLDSTEIN

Die Tracht erzählt eine halbe Lebensgeschichte. Friederike Baggash bekam sie 1978 in einem Übergangslager bei Regensburg, nachdem sie ihre heimische DDR verlassen hatte: Sie durfte mit ihrem damaligen Mann, der dort studiert hatte, in seine Heimat Jemen ausreisen. Doch das Paar machte in Kairo kehrt. Auch die nächste grosse Wende in ihrem Leben führte ans Mittelmeer: 2001 lernte sie auf Mallorca Johannes Wyss kennen – und später so sehr schätzen, dass sie zu ihm nach Boll-Sinneringen zog.

Die Tracht kam mit und macht sich gut, wenn einer der beiden Jodlerklubs, denen ihr heutiger Mann angehört, ein Fest feiert. Friederike Baggash macht sich gern bei Vereinsanlässen nützlich und fühlt sich gut aufgenommen. Johannes Wyss bestätigt, seine Kollegen fragten gleich nach Friederike, wenn sie einmal fehle. Schweizerdeutsch redet sie auch dort nicht, aber dass sie «Zvieri» lupenrein hinkriegt, nicht «Zeviri» und nicht «Zvi-eri», mag der jodlerischen Gewöhnung an Doppelvokale zu verdanken sein. Die Jodler und andere Freunde oder Verwandte betrachteten sie seit ihrer Heirat 2004 als Schweizerin.

Klienten in Mundart verstehen

«Zvieri» braucht Friederike Baggash auch bei ihrer Berufsarbeit als – heute selbstständige – Ernährungsberaterin. Und «Znüni», aber ansonsten redet sie ihr gepflegtes Hochdeutsch, das weder nach ihrer sächsischen Heimat noch nach dem Rheinland klingt, wo sie später lebte. Doch sie bemühte sich schnell darum, Schweizerdeutsch verstehen zu lernen, wenn auch ohne einen Kurs. Es wurde ihr bald klar, dass ihre Klienten in der Mundart freier reden können. «Verstehen Sie mich denn auch?», werde sie nach einer Weile oft gefragt, und dann brauche sie nur zu sagen: «Ich habe Ihnen doch immer Antwort gegeben.»

Viel schwieriger war es – auch sprachlich – mit den Arbeitgebern. Schon die erste Stellensuche war mühsam: Anders als in anderen Gesundheitsberufen werden Ernährungsberaterinnen nicht aus dem Ausland angelockt. In Bern wäre keine Arbeitsbewilligung zu bekommen gewesen; in Luzern klappte es schliesslich. Doch bald gab man Friederike Baggash zu verstehen, sie sollte sich besser selbstständig machen. Dafür die Anerkennung der Ausbildung und die Zulassung der Krankenkassen zu bekommen, erwies sich als wahres Spiessrutenlaufen.

«Mutwillig» errichtete Barrieren

Bei ihren insgesamt 200 Stellenbewerbungen hatte die Zugewanderte nicht selten das Gefühl, man lasse sie ihre «unerwünschte» Herkunft spüren. Dass man fast immer Schweizerdeutsch mit ihr sprach, mochte ja als Test für ihre künftigen Beratungsgespräche noch angehen, «aber man hat sich oft mutwillig so ausgedrückt, dass es schwer zu verstehen war». Noch heute teilt sie freilich die Schweizer Dialekte in solche ein, die sie gut, weniger gut oder gar nicht versteht. Geografisch zuordnen kann sie sie noch nicht.

Als ausgesprochen höflich empfindet Friederike Baggash Wyss die Schweizer Umgangsformen; bei Besuchen in Deutschland fällt ihr auf, dass «die Leute zwar nicht unhöflich, aber einfach nicht höflich sind». Gewitzt auch durch die Lektüre von Büchern wie «Grüezi und Willkommen» (Ch.-Links-Verlag), hat sie sich als Ausländerin in der Schweiz bewusst Zurückhaltung auferlegt. Wie man etwas Bestimmtes in Deutschland macht, sagt sie nur, wenn sie danach gefragt wird. Das Gefühl, nicht dazugehören, weil sie von Gesprächen um sie herum nicht alles mitbekam, hat sich erst allmählich gelegt. Dieses Jahr bekam sie das Schweizer Bürgerrecht; den Film «Die Schweizermacher» hat sie zuvor angeschaut, nebst seriöser Vorbereitung – im Rückblick meint sie, es wäre beides nicht nötig gewesen.

«Zuvorkommende Beamten»

Nicht nur bei dieser Gelegenheit hat Friederike Baggash in der Schweiz – im Unterschied zu

Deutschland – «zuvorkommende Beamten» erlebt. Sehr angetan ist sie auch von der Aufnahme in der Nachbarschaft: Eine Nachbarin organisierte gleich ein Begrüssungszvieri, «sogar mit Namensschildern», und eine andere führte sie mehrmals auf Entdeckungstouren durch die Schweiz. In Läden gibt man ihr meistens auf Hochdeutsch Antwort. Gewöhnen musste sie sich daran, dass man sich im Restaurant nach Möglichkeit an einen freien Tisch setzt und keinen Kontakt mit andern Gästen sucht.

Nach einem Ratschlag für ihre Mitidegenossen gefragt, sagt die 59-jährige Doppelbürgerin Friederike Baggash Wyss: «Sich nicht an den europäischen Stil angleichen, sondern Höflichkeit und Zurückhaltung bewahren und auch sonst nicht alles mitmachen. Insofern wird die Schweiz dafür bewundert.»

Sagen Sie mal . . .

«Ich kriege ein Brot!» Wer als Deutscher in der Schweiz nicht auf Anhieb merkt, dass er sich in einer Bäckerei besser nicht so zu Wort meldet, der kann es dem neuen Buch «Exgüsi» entnehmen – oder er kann sich damit schon vor der Einreise aufhiesige Sitten und Gebräuche vorbereiten. Die Deutsche Sandra Willmeroth und der Schweizer Fredy Hämmerli (einst «Bund»-Redaktor) haben einen Leitfaden zusammengestellt, der sich mit vielen praktischen Beispielen am Alltag orientiert – sei es beim Einkaufen, bei der Arbeit, im Freundeskreis oder beim Telefonieren.

In der Bäckerei also braucht es eine Begrüssung und eventuell etwas Smalltalk, bevor man zum Geschäft kommt. Und das wickelt man, wie jeden Wunsch, am besten im Konjunktiv ab. Als Grussempfehlen die Autoren ein «G'zi» – so vermeiden deutsche Zungen das ungerne gehörte «Grützi» oder «Grü-ehzi». Im Übrigen brauchen sich diese Zungen nicht gross ums Schweizerdeutsch zu bemühen, da sie sich damit kaum Freunde schaf-

1989 als gesuchte Fachleute in die Schweiz gekommen, hat das Ehepaar Beland mit seinen Söhnen erlebt, dass ihm die Integration leicht gemacht wurde.

DANIEL GOLDSTEIN

«Und wie reden denn die schweizerischen Schweizer?», fragte der damals neunjährige Hanning Beland, als die Eltern beim Umzug aus Norddeutschland nach Boll 1989 ihren beiden Söhnen die «verschiedenen Schweizer» und ihre Sprachen erklärt hatten. Eine Art Antwort sollte er bald schmerzhaft in den eigenen Ohren erfahren, als er wenig von dem mitbekam, was die Lehrerin sagte. Heute wäre es dank der Schriftdeutsch-Regel leichter.

Als die Ursache seines Leids getortet war, nahm sich die Lehrerin seiner an, und bald war er sprach-

fen. Umso wichtiger ist es für die Ohren, die hiesigen Idiome aufnehmen zu können. Die Autoren stellen fest, Schweizer setzten das Dialektverständnis immer häufiger voraus, ohne nachzufragen – «und das ist gut so».

Als roter Faden zieht sich die Zurückhaltung durch das Buch, die den Deutschen empfohlen wird, und als Gegenstück der Verzicht auf Umschweife, wenn Schweizer von Deutschen wirklich verstanden werden wollen. Willmeroth und Hämmerli sind sich der Gefahren des Klischees bewusst, ohne diesen ganz zu entgehen, wenn sie sich zu einer Tour d'horizon durch die beiden Länder aufmachen. Da werden arrogante Zürcher, träge Berner und europäische Basler vorgestellt, immerhin meist mit einem Augenzwinkern, und dasselbe von Bayern bis Berlin. (dgt)

[i] DAS BUCH: Sandra Willmeroth, Fredy Hämmerli: Exgüsi. Ein Knigge für Deutsche und Schweizer zur Vermeidung grober Missverständnisse. Orell Füssli 2009, 187 Seiten, Fr. 34.90.

Von der Schweiz angezogen

Werden norddeutsche Eheleute **«ganz richtige Schweizer»?**

lich und auch sonst bestens integriert. Neben Schule und Nachbarschaft half den Buben dabei auch die Freizeit-Arbeit auf einem Bauernhof. Beim zwölfjährigen Matthias hatte der Kulturschock eine andere Form angenommen: Noch vor dem Umzug musste er zur Sekundarschul-Prüfung antreten, bei der er – von einer deutschen Steiner-Schule kommend – keine Chance hatte. Auch bei ihm erinnern sich die Eltern gern daran, wie er von seinem Lehrer gefördert wurde.

Auch Welschlandjahre erlebt

Heute ist Hanning Beland Grafiker und fällt in Zürich mit seinem astreinen Berndeutsch auf. «Er ist dem Kanton Bern verloren gegangen», sagt seine Mutter ganz lokalpatriotisch. Bei Matthias – er schliesst eben seine berufsbegleitende Ausbildung zum Wirtschaftsinformatiker ab – ortet sie gar einen «leichten welschen Akzent», der von seiner Zeit an der Ecole Supérieure de Commerce in Neuburg herstamme.

Irene Beland kannte die Schweiz schon von einem Sprachjahr in Lausanne her, ihr Mann von etlichen beruflichen und touristischen Besuchen. Als ihn Fachkollegen in Bern darauf aufmerksam machten, am Inselspital sei der Chefposten für Informatik und Organisation ausgeschrieben, bewarb er sich, denn das entsprach genau seiner Berufserfahrung. Er war sehr angetan von der persönlichen Art der Bewerbungsgespräche, erhielt die Stelle – und ist heute noch an der Insel, in der Medizintechnik.

«Kann doch nicht so schwer sein»

So wurde aus der vermeintlichen Karrierestation eine Lebensstelle. Henry Beland merkte bei der Arbeit gleich, dass er Schweizerdeutsch zumindest verstehen musste. Er dachte, auch das Sprechen könne «doch nicht so schwer sein», und belegte tieferen Kurs. Seine Übungen zu Hause erheiterten die Familie – dabei ist es dann geblieben.

Die Versuche, Dialekt zu reden, überlassen die Eltern Beland gern den Süddeutschen. Probierten es

nördlichere Kehlen, so wirke es auf Schweizer oft «veralbernd oder schulterklopfend», haben sie bemerkt. Irene Beland brauchte und lernte das Dialektverständnis in der gastfreundlichen Nachbarschaft und bald auch an einer Teilzeitstelle in ihrem Beruf als Exportkauffrau mit Fremdsprachen. Heute arbeitet sie als vielsprachige Tagesmutter.

«Alt werden und dazugehören»

Inzwischen sind auch die Belands zwanzig Jahre hier – «länger als sonst an einem Ort in unserem Leben». Seit Deutschland die Doppelbürgerschaft erlaubt, ist die Einbürgerung für sie ein Thema. Sie haben nun als 63-Jährige das Verfahren eingeleitet. «Ich möchte hier alt werden und dazugehören», sagt sie, und er: «Es wurmt mich, dass ich hier, wo ich lebe, nicht wählen darf.» Er schiebt nach: «Aber ein ganz richtiger Schweizer kann ich natürlich nie werden.» Auf die erstaunte Frage, warum denn: «Wegen der Sprache.» Als Schweizer dürfe er das dann nicht mehr sagen, wird er gemahnt.

Alles in allem eine problemlose Integration also, um die sich die Belands auch sehr bemüht haben. Haben es Deutsche, die heute in die Schweiz kommen, schwerer? Dass es mehr sind, hat die Familie natürlich bemerkt, aber von angeblichen Problemen wissen sie nur aus «zum Teil negativen» Presseberichten. Nicht aber von Rückwirkungen auf sie selber oder von ihren neuen deutschen Nachbarn.

Erkundigungen vor dem Umzug

Deutschen, die in die Schweiz ziehen wollen, würde Irene Beland raten, sich gut zu informieren, eben zum Beispiel über die Einschulung. Man solle sich auch nicht «von den hohen Löhnen blenden lassen», sondern daran denken, dass die Steuern noch nicht abgezogen seien, die Krankenkasse separat und das Leben generell teurer sei. In Deutschland herrsche die Meinung vor, die Schweiz sei ein Schlaraffenland, wo man es locker nehmen könne und reich werde.

«Wir werden deswegen auch oft angepökt, wenn wir zu Hause zu Besuch sind», sagt die Bald-Doppelbürgerin und korrigiert sich umgehend: «Aber was heisst denn da zu Hause – ich meine in Hamburg.»